Reichspogromnacht 2007. Jean Amery

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 fanden in Nazideutschland die schwersten Pogrome im deutschsprachigen Raum seit dem Mittelalter statt. Vorwand für die Pogrome war das Attentat des 17-jährigen deutsch-polnischen Juden Herzel Grynszpan auf den deutschen Legationssekretär Ernst vom Rath in Paris am 7. November 1938. Herzels Tat war ein Akt der Rache, seine Eltern waren zusammen mit 17000 anderen Leidensgenossen von der Gestapo auf Verlangen des Auswärtigen Amtes zur deutsch-polnischen Grenze gebracht worden, wo sie sich, von den polnischen Behörden zurückgewiesen, unter elenden Bedingungen im Niemandsland aufhalten mussten. Auf Weisung der NS-Führung, ausgeführt von der SA, NS-Funktionären und Zivilisten, kam es im gesamten Dritten Reich zu Angriffen gegen Juden. Synagogen und jüdische Geschäfte wurden demoliert und in Brand gesetzt. Juden und Jüdinnen wurden vom antisemitischen Mob öffentlich gedemütigt und Misshandelt, in ihren Wohnungen überfallen, ermordet und in KZ und Gefängnisse verschleppt. Nach [aktuellen Forschungen](#) kamen allein in der Reichspogromnacht mind. 400 Juden ums Leben. Spätestens im Jahre 1938 als die halsbrecherischen Expansionsbestrebungen des Regimes, seine brutale und systematische Gewalt gegen die Juden unübersehbar wurden, offenbarte sich, dass der Wahnsinn des Nationalsozialismus noch lange nicht sein Ende erreicht hatte. In den folgenden Jahren sollte der NS-Terror endgültig den Boden der bisherigen Geschichte verlassen und Gewalt, Elend und Mord in bisher unbekannt Dimensionen auf die von ihm drangsalierten Menschen loslassen

Zu diesem Anlass, im Gedenken an die Opfer der Shoa, ein Auszug aus Jean Amérys *Jenseits von Schuld und Sühne*:

Jenseits von Schuld und Sühne **Jean Améry**

[...] Es begann nicht damit, daß dem Knaben Mitschüler sagten: Eigentlich seid ihr doch Juden. Auch nicht mit der Schlägerei auf der Rampe der Universität, bei der mir zum erstenmal, lange vor Hitlers Machtantritt, eine Nazifaust einen Zahn ausschlug. Wir sind Juden, ja, und was weiter? antwortete ich dem Kameraden. Heute mein Zahn, morgen der deine, und hol' euch der Teufel, dachte ich mir nach der Prügelei und trug meine Zahnücke stolz wie eine interessante Duellverletzung. Es fing erst an, als ich 1935 in einem Wiener Café über einer Zeitung saß und die eben drüben in Deutschland erlassenen Nürnberger Gesetze studierte. Ich brauchte sie nur zu überfliegen und konnte schon gewahr werden, daß sie auf mich zutrafen. Die Gesellschaft, sinnfällig im nationalsozialistischen deutschen Staat, den durchaus die Welt als legitimen Vertreter des deutschen Volkes anerkannte, hatte mich soeben in aller Form und mit aller Deutlichkeit zum Juden gemacht, beziehungsweise sie hatte meinem früher schon vorhandenen, aber damals nicht folgenschweren Wissen, daß ich Jude sei, eine neue Dimension gegeben.

Welch eine? Keine aufs erste auslotbare. Ich war, als ich die Nürnberger Gesetze gelesen hatte, nicht jüdischer als eine halbe Stunde zuvor. Meine Gesichtszüge waren nicht mediterransemitischer geworden, mein Assoziationsbereich war nicht plötzlich durch Zauberkraft aufgefüllt mit hebräischen Referenzen, der Weihnachtsbaum hatte sich nicht magisch verwandelt in den siebenarmigen Leuchter. Wenn das von der Gesellschaft über mich verhängte Urteil einen greifbaren Sinn hatte, konnte es nur bedeuten, ich sei fürderhin dem Tode ausgesetzt. Dem Tode. Nun, dem gehören wir alle an, über kurz oder lang. Aber der Jude, als der ich durch Gesetzes- und Gesellschaftsbeschluß jetzt dastand, der war ihm

enger versprochen schon mitten im Leben, dessen Tage waren eine zu jeder Sekunde widerrufbare Ungnadenfrist. Ich glaube nicht, daß ich unstatthafterweise Auschwitz und die Endlösung schon ins Jahr 1935 rückprojiziere, wenn ich heute diese Überlegungen anstelle. Vielmehr bin ich gewiß, daß ich in der Tat in diesem Jahr, in diesem Augenblick der Gesetzeslektüre die Todesdrohung, richtiger: das Todesurteil schon vernahm, und dazu gehörte ja auch keine besondere Geschichtsempfindlichkeit. Hatte ich denn nicht schon hundertmal die an den Erwachensaufruf Deutschlands geknüpfte Schicksalsbeschwörung vernommen, daß der Jude zugrunde gehen möge? »Juda verrecke!« – das war etwas durchaus anderes als das fast fröhliche »L' aristocat, à la lanterne!«. Es war, auch wenn man es nicht bedachte oder gar nicht wußte, daß es geschichtlich anknüpfte an zahllose Pogroms der Vergangenheit, kein revolutionärer Radau, sondern die in einem Slogan – Kriegsrufl! – verdichtete, wohldurchdachte Forderung eines Volkes. Ich hatte auch in diesen Tagen einmal in einer deutschen illustrierten Zeitung das Foto einer Winterhilfsveranstaltung in einer rheinischen Stadt gesehen, und da prangte im Vordergrund, vor dem elektrisch strahlenden Lichterbaum ein Spruchband des Textes »Keiner soll hungern, keiner soll frieren, aber die Juden sollen krepieren...«. Und nur drei Jahre danach hörte ich am Tage der Eingliederung Österreichs ins Großdeutsche Reich im Rundfunk Joseph Goebbels heulen, man solle doch nur ja kein Wesens davon machen, daß sich jetzt in Wien ein paar Juden umbrächten. Jude sein, das hieß für mich von diesem Anfang an, ein toter auf Urlaub sein, ein zu Ermordender, der nur durch Zufall noch nicht dort war, wohin er rechtens gehörte, und dabei ist es in vielen Variante, in manchen Intensitätsgraden bis heute geblieben. In der Todesdrohung, die ich zum erstenmal in voller Deutlichkeit beim Lesen der Nürnbergergesetze verspürte, lag auch das, was man gemeinhin die methodische »Entwürdigung« der Juden durch die Nazis nennt. Anders formuliert: der Würdeentzug drückte die Morddrohung aus. Wir konnten es jahrelang täglich lesen und hören. Wir waren faul, böse, häßlich, fähig nur zur Untat, klug nur soweit wir die anderen übers Ohr hauten. Wir waren unfähig zur Staatenbildung, aber auch keineswegs geeignet zur Angleichung an die Wirtsvölker. Unsere Körper, wohlbeharrt, fett und krummbeinig, besudelten durch ihre bloße Anwesenheit öffentliche Badeanstalten, ja sogar Parkbänke. Unsere scheußlichen Gesichter, verderbt und verdorben durch abstehende Ohren und Hängenasen, waren den Mitmenschen, Mitbürgern von gestern ein Ekel. Wir waren nicht liebens- und darum auch nicht des Lebens würdig. Unser einziges Recht, unsere einzige Pflicht war, uns selber aus der Welt zu schaffen. [...] Es gab keinen Ausweg. Denn es war ja nicht so, daß etwa nur parteimäßig geeichte, radikale Nazis uns die Würde des Geliebtwerdens und damit des Lebens absprachen. Ganz Deutschland, was sage ich – die ganze Welt nickte zu dem Unternehmen mit dem Kopfe, wenn auch da und dort mit einem gewissen oberflächlichen Bedauern. Man muß sich erinnern. Als nach dem Zweiten Weltkrieg sich Flüchtlingsströme aus den diversen kommunistisch beherrschten Ländern nach dem Westen ergossen, wetteiferten die Staaten dieser als frei reputierten Welt in Aufnahme- und Hilfsbereitschaft, wiewohl es nur einer verschwindenden Minderheit unter all den Emigranten in ihren Heimatländern direkt ans Leben gegangen wäre. Uns aber, auch als für jeden Einsichtigen längst schon hätte feststehen müssen, was uns erwartete im Deutschen Reich, wollte keiner haben. Da mußte es denn notwendigerweise dahin kommen, daß die Juden, ob authentisch oder nicht, ob geborgen in der Illusion eines Gottes und einer nationalen Erwartung oder assimiliert, in sich keine Widerstandskräfte fanden, wenn der Feind ihnen das Bild des Streicherschen »Stürmers« seien? Die Übergabe der Juden an das Stürmerbild ihrer selbst war nichts anderes als die Anerkennung einer gesellschaftlichen Realität: gegen diese hat eine Berufung auf eine Selbsteinschätzung anderer Ordnung bisweilen lächerlich oder närrisch erscheinen müssen.

Man muß freilich dabei gewesen sein, will man mitreden. Denke ich an die soziale Realität der überall vor uns sich aufrichtenden Mauer der Ablehnung, fällt mir ein Aufenthalt in Auschwitz-Monowitz ein. Es gab da im Lager selbst, aber auch unter den sogenannten freien Arbeitern auf der Arbeitsstätte, eine strikte ethnische Hierarchie, von den Nazis über uns alle verhängt. Ein Reichsdeutscher galt mehr als ein Volksdeutscher. Ein flämischer Belgier war mehr wert als ein wallonischer. Ein Ukrainer aus dem Generalgouvernement rangierte besser als ein polnischer Landsmann. Ein Ostarbeiter war schlechter angesehen als ein Italiener. Tief unten auf den ersten Leitersprossen befanden sich die KZ-Häftlinge, und unter ihnen wieder hatten die Juden den niedrigsten Rang. Es gab keinen noch so verkommenen nichtjüdischen Berufsverbrecher, der nicht hoch über uns gestanden wäre. Die Polen, ob echte Freiheitskämpfer, die man nach der unglücklichen Warschauer Insurrektion ins Lager geworfen hatte, oder nur kleine Taschendiebe, verachteten uns einhellig. So taten halb analphabetische weißrussische Arbeiter. Aber auch die Franzosen. Noch höre ich einen freien französischen Arbeiter diskutieren mit einem jüdisch-französischen KZ-Häftling. »Français, toi? Mais, tu est juif, mon ami«, gab ihm sein Landsmann sachlich ohne Feindseligkeit zurück, denn er hatte in einer Mischung aus Furcht und Indifferenz die Lektion der deutschen Herren Europas gelernt. Ich wiederhole: Die Welt war einverstanden mit dem Platz, den die Deutschen uns zugewiesen hatten, die kleine Welt im Lager und die großen draußen, die nur in seltenen und heroischen Einzelfällen sich protestierend erhob, wenn man uns in Wien oder Berlin, in Amsterdam, Paris oder Brüssel nachts aus den Wohnungen holte. Dem Entwürdigungsprozeß gegen uns Juden, der mit der Verkündung der Nürnberger Gesetze anhub und in direkter Konsequenz bis nach Treblinka führte, entsprach auf unserer, meiner Seite ein symmetrischer Prozeß um Wiedergewinn der Würde. Er ist bis heute für mich nicht abgeschlossen. Meine Bemühung, mir klar zu werden über seine Stadien und sein vorläufiges Ergebnis, sei hier bezeugt, verbunden mit der Bitte an den Leser, mich dabei eine Strecke zu begleiten. Sie ist kurz, aber schwierig zu begehen und voll von Hindernissen und Fußangeln. Denn schließlich, wie verhält es sich eigentlich mit der Würde, die man mir vielleicht heute noch nicht zuerkennen will und die ich darum auf eigene Hand gewinnen muß? Was ist Würde überhaupt?

Man kann es versuchen mit einer Umkehrung der weiter vollzogenen Identifizierung von Entwürdigung und Todesdrohung. Wenn ich recht überlegte, daß der Würdeentzug nichts anderes war als ein potentieller Lebensentzug, dann müsste Würde das Recht auf Leben sein. Wenn es weiterhin richtig war, was ich sagte, daß nämlich Zubilligung und Aberkennung der Würde soziale Akte sozialen Einverständnisses sind, Urteile also, gegen die es keine Berufung gibt auf das »Selbstverständnis«, so daß es denn sinnlos wäre, gegen die Sozialgemeinschaft, die uns die Würde entzieht, zu argumentieren mit der Behauptung, daß wir uns sehr wohl würdig »fühlten« – wenn all dies stimmte, wäre jede Bemühung um Wiedererlangung der Würde ohne Wert gewesen und wäre es noch immer. Entwürdigung, das heißt: leben unter Todesdrohung, wäre ein unentrinnbares Schicksal. Nur verhält es sich glücklicherweise nicht ganz so, wie diese Logik es will. Wohl ist wahr: Würde, sei es eine beliebige Amtswürde, sei es Berufs- oder ganz allgemein Bürgerwürde, kann nur von der Gesellschaft verliehen werden, und der bloß im individuellen Innenraum erhobenen Anspruch (»Ich bin ein Mensch und habe als solcher meine Würde, was immer ihr tun und sagen mögt!) ist leere Denkspielerei oder Wahn. Jedoch kann der entwürdigte, todesbedrohte Mensch – und hier durchbrechen wir die Logik der Aburteilung – die Gesellschaft von seiner Würde überzeugen, indem er sein Schicksal auf sich nimmt und sich zugleich in der Revolte dagegen erhebt.

Der erste Akt muß die uneingeschränkte Anerkennung des Urteilsspruch der Sozietät als einer gegebenen Wirklichkeit sein. Als ich 1935 die Nürnberger Gesetze las und mir bewußt wurde, nicht nur, daß sie auf mich zuträfen, sondern daß sie der juristisch-textlich zusammengefaßte Ausdruck waren des schon vorher von der deutschen Gesellschaft durch ihr »Verrecke!« gefällten Urteilsspruches, hätte ich geistig die Flucht ergreifen, die Verteidigungsmechanismen anlaufen lassen und damit meinen Prozeß um Rehabilitierung verlieren können. Dann hätte ich mir gesagt. So, so, dies ist also der Wille des nationalsozialistischen Staates., des deutschen pays légal; er hat aber nichts zu schaffen mit dem wirklichen Deutschland, dem pays réel, dieses denkt gar nicht daran mich auszustoßen. Oder ich hätte argumentieren können, daß es eben nur Deutschland sei, ein leider in einem blutigen Wahn versinkendes Land, das mich da absurderweise zum Untermenschen im eigentlichen Wortsinne stempelte, während zu meinem Heil die große und weite Welt draußen, in der es Engländer, Franzosen, Amerikaner, Russen gibt, gefeit ist gegen die Deutschland geißelnde kollektive Paranoia. Oder ich hätte schließlich, selbst unter Verzicht auf die Illusion eines deutschen pays réel als auch einer gegen die deutsche Geistesstörung immunen Welt, mir zusprechen können: Was immer man von mir auch sage, es ist nicht wahr. Wahr bin ich nur, als der ich mich selber im Innenraum sehe und verstehe; ich bin, der ich für mich und in mir bin, nichts anderes.

Ich will nicht sagen, daß ich nicht bisweilen solcher Versuchung unterlag. Ich kann nur bezeugen, daß ich ihr schließlich widerstehen lernte und daß ich schon damals, 1935, dumpf die Nötigung verspürte, die Welt, die keineswegs in entrüsteter Einhelligkeit mit dem Dritten Reich alle Beziehungen abbrach, von meiner Würde zu überzeugen. Ich verstand, wenn auch undeutlich, daß ich zwar den Urteilsspruch als einen solchen akzeptieren müsse, aber die Welt zwingen könne, ihn zu revidieren. Ich nahm das Welturteil an, mit dem Entschluß, es in der Revolte zu überwinden. Revolte, freilich, das ist auch so ein Donnerwort. Es könnte glauben machen, ich sei ein Held gewesen oder wolle mich fälschlich als eine solchen präsentieren. Ich war nichts weniger als ein Held. Wenn die kleinen grauen Volkswagen mit dem Nummernschild POL meinen Weg kreuzten, erst in Wien, dann in Brüssel, verschlug es mir den Atem vor Angst. Wenn der Kapo ausholte zum Schlag, blieb ich nicht stehen, ein Fels, sondern duckte mich. Und doch. Ich habe versucht, den Prozeß zur Wiedererlangung meiner Würde einzuleiten, und das hat mir jenseits des physischen Überlebens eine Minimalchance eröffnet, das Ungeheure auch moralisch zu überstehen. Viel habe ich nicht vorzubringen zu meinen Gunsten, doch sei es notiert. Ich nahm es auf mich, ein Jude zu sein, wiewohl es gewisse Möglichkeiten zu einem Arrangement gegeben hätte. Ich ging den Pakt ein mit einer Widerstandsbewegung, deren realpolitische Aussichten sehr gering waren. Auch habe ich am Ende wiedererlernt, was ich und meinesgleichen oft vergessen hatten und worauf es mehr ankam als auf moralische Widerstandskraft: zurückschlagen. Ich sehe vor mir den Häftlingsvorarbeiter Juszek, einen polnischen Berufsverbrecher von schreckenerregender Rüstigkeit. Der schlug mich einmal in Auschwitz einer Bagatelle wegen ins Gesicht, so war er es gewohnt zu verfahren mit allen Juden, die seinem Kommando unterstanden. In diesem Augenblick, ich fühlte es mit durchdringender Schärfe, war es an mir, einen Schritt weiterzugehen in meinem langandauernden Berufungsprozeß gegen die Gesellschaft. Ich schlug in offener Revolte den Vorarbeiter Juszek meinerseits ins Gesicht: meine Würde saß als Faustschlag an seinem Kiefer – und daß dann am Ende ich, der körperlich viel Schwächere, es war, der unterlag und heillose Prügel bekam, hatte keine Bedeutung mehr. Ich war, schmerzhaft verprügelt, mit mir zufrieden. Aber nicht etwa wegen des Mutes und der Ehre, nur weil ich gut begriffen hatte, daß es Lebenslagen gibt, in denen der Körper unser ganzes Ich und unser Schicksal ist. Ich war mein Körper und nichts sonst: Im Hunger, im Schlag, den ich erlitt, im Schlag, den ich zufügte. Mein Körper, ausgemergelt und

schmutzverkrustet, war eine Misere. Mein Körper, wenn er sich zum Hieb anspannte, war meine physisch-metaphysische Würde. Die körperliche Gewalttätigkeit ist in Situationen wie der meinigen das einzige Mittel zur Wiederherstellung einer dislozierten Persönlichkeit. [...] Ich wurde Mensch, nicht indem ich mich innerlich auf mein abstraktes Menschentum berief, sondern indem ich mich in der gegebenen gesellschaftlichen Wirklichkeit als revoltierender Jude auffand und ganz realisierte.

Der Prozeß, sagte ich, ging und geht weiter. Er ist zur Stunde für mich weder gewonnen noch verloren. Es gab nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Reiches eine knappe Weltstunde, in der glauben durfte, alles sei von Grund auf verwandelt. Damals konnte ich für kurze Zeit die Illusion hegen, meine Würde sei in vollem Umfang wiederhergestellt, durch die eigene, wenn auch noch so bescheidene Aktivität in der Résistance, durch den heldischen Aufstand des Warschauer Gettos, vor allem aber durch die Verachtung, die die Welt meinen Entwürdigern bezeugte. Ich konnte meinen, der Würdeentzug, den wir erfahren hatten, sei ein geschichtlicher Irrtum gewesen, eine Aberration, eine kollektive Krankheit der Welt, von der diese genesen war im Augenblick, da im Reims deutsche Generäle vor Eisenhower die Kapitulationsurkunde unterzeichneten. Ich wurde bald eines schlechteren belehrt. In Polen und der Ukraine gab es, noch während man gerade erst die Massengräber der Judenentdeckte, antisemitische Unruhen. In Frankreich hatte sich die allemal anfällige kleine Bourgeoisie anstecken lassen von den Besatzern. [...] Selbst in Ländern, die vordem so gut wie keinen Antisemitismus gekannt hatten, wie in Holland, gab es als Relikt der deutschen Propaganda plötzlich ein »Judenproblem«, wiewohl kaum noch Juden. England sperrte sein Mandatsgebiet Palästina jenen den Lagern und Kerkern entronnen Juden, die einzuwandern versuchten. In sehr kurzer Zeit mußte ich erkennen, daß sich wenig geändert hatte, daß ich weiterhin der befristet Mordverurteilte war, auch wenn der potentielle Henker sich jetzt vorsichtig zurückhielt oder allenfalls sogar laut seine Missbilligung des Geschehenen beteuerte.

Ich verstand die Wirklichkeit, Aber hätte sie mich etwas veranlassen dürfen mich, wie man so sagt, auseinanderzusetzen mit dem Antisemitismus? Gar nicht. Der Antisemitismus und die Judenfrage als geschichtliche, sozialbedingte, geistige Erscheinungen gingen und gehen mich nichts an. Sie sind ganz und gar Sache der Antisemiten, ihre Schande oder ihre Krankheit. Die Antisemiten haben zu bewältigen, nicht ich. Ich würde ihnen in die unsauberen Hände spielen, wollte ich untersuchen, welchen Anteil an den Judenverfolgungen religiöse, ökonomische und andere Faktoren haben. Wenn ich mich einließe auf derlei Untersuchungen, würde ich nicht nur der intellektuellen Duperie sogenannter geschichtlicher Objektivität aufsitzen, vor der die Ermordeten so schuldig sind wie die Mörder, wenn gar nicht schuldiger. Eine Wunde wurde mir geschlagen. Ich habe sie zu desinfizieren und zu verbinden, nicht nachzudenken, warum der Schläger die Keule hob, und im erschlossenen Darum ihn schließlich halb und halb zu diskulpiieren. [...]

Nur für mich selber darf ich sprechen – und immerhin, wenn auch mit Vorsicht, für die wohl nach Millionen zählenden Zeitgenossen, auf die ihr Judesein hereinbrach, ein Elementarereignis, und die es bestehen müssen ohne Gott, ohne Geschichte, ohne messianisch-nationale Erwartung. Für sie, für mich heißt Jude sein, die Tragödie von gestern in sich lasten spüren. Ich trage auf meinem linken Unterarm die Auschwitz-Nummer; die liest sich kürzer als der Pentateuch oder der Talmud und gibt doch gründlicher Auskunft. Sie ist auch verbindlicher als Grundformel der jüdischen Existenz. Wenn ich mir und der Welt, einschließlich der religiösen und nationalgesinnten Juden, die mich nicht als einen der ihren ansehen, sage: ich bin Jude, dann meine ich damit die in der Auschwitznummer zusammengefaßten Wirklichkeiten und Möglichkeiten. [...] Da Jude sein aber nicht nur meint, dass ich gestern geschehene und für morgen nicht ausschließbare Katastrophe in mir trage, ist

es jenseits der Aufgabe auch *Furcht*. Täglich morgens kann ich beim Aufstehen von meinem Unterarm die Auschwitznummer ablesen; das rührt an die letzten Wurzelschlingungen meiner Existenz, ja ich bin nicht einmal sicher, ob es nicht meine ganze Existenz ist. Dabei geschieht es mir annähernd wie einst, als ich den ersten Schlag der Polizeifaust zu spüren bekam. Ich verliere jeden Tag von neuem das Weltvertrauen. Der Jude ohne positive Bestimmbarkeit, der Katastrophenjude, wie wir ihn getrost nennen wollen, muß sich einrichten ohne Weltvertrauen. Die Nachbarin grüßt freundlich, Bonjour, Monsiuer; ich ziehe den Hut, Bonjour, Madame. Aber Madam und Monsieur sind durch interstellare Distanzen getrennt, denn eine Madam hat gestern weggeschaut, als man einen Monsieur abführte, und ein Monsieur betrachtete Madame durch die Gitterfenster des abfahrenden Wagens wie einen steinernen Engel aus einem hellen und harten Himmel der den Juden für immer verschlossen ist. Ich lese einen amtlichen Anschlag, in dem »la population« zu irgendeinem Verhalten aufgefordert wird, die Mülleimer seien rechtzeitig bereitzustellen oder zu einem nationalen Festtag sei zu flaggen. La population. Noch so ein außerirdisches Reich, in das ich so wenig gelangen kann wie zu Kafkas Schloß, denn la population hatte gestern große Angst, mich zu verbergen, und ob sie morgen mehr Mut haben würde, wenn ich anpochte, steht leider dahin. Zwanzig Jahre sind hingegangen seit der Katastrophe. Ehrenreich Jahre für unsereins. Nobelpreisträger im Überfluß. Französische Mnisterpräsidenten heißen René Mayer, Pierre Mendés-France; ein amerikanischer UNO-Delegierter namens Goldberg treibt würdigsten antikommunistisch-amerikanischen Patriotismus. Ich traue diesen Frieden nicht. Menschenrechtserklärungen, demokratische Konstitutionen, die freie Welt und die freie Presse. Nicht kann mich wieder einwiegen in einen Sicherheitsschlaf, aus dem ich 1935 erwachte. Ich gehe als Jude durch die Welt gleich einem Kranken mit einem jener Leiden, die keine großen Beschwerden verursachen, aber mit Sicherheit letal ausgehen. Er litt nicht immer an jener Krankheit. Wenn er sein Ich aus der Zwiebel zu schälen versucht wie Peer Gynt, er findet das Übel nicht. Erster Schulgang, erste Liebe, erste Verse: sie hatten nichts zu tun damit. Jetzt aber ist er ein Kranker, bevor und tiefer als er Schneider, Buchhalter oder Dichter ist. So bin auch ich gerade, was ich nicht bin, weil ich nicht war, ehe ich es wurde, vor allem anderen: Jude. Der Tod, dem der Kranke wird nicht entrinnen können, das ist für mich die Drohung. Bonjour Madame, Bonjour Monsieur, so grüßen sie einander. Aber es kann und wird die Frau dem kranken Nachbar sein Siechtum nicht abnehmen, um selber daran zu Tode zu leiden. So bleiben sie sich fremd. Ohne Weltvertrauen stehe ich als Jude fremd und allein gegen meine Umgebung, und was ich tun kann, ist nur die Einrichtung in der Fremdheit. Ich muß das Fremdsein als ein Wesenselement meiner Persönlichkeit auf mich nehmen. Auf ihm beharren wie auf einem unveräußerlichen Besitz. Immer noch und täglich wieder finde ich mich in der Einsamkeit. Ich habe die Mörder von einst und die potentiellen Aggressoren von morgen nicht hinzureißen vermocht in die moralische Wahrheit ihrer Untaten, weil mir die Welt in ihrer Totalität dabei nicht half. So bin ich allein wie einstens unter der Folter. Die um mich sind, erscheinen mir nicht als Gegen-Menschen, wie damals die Peiniger. Sie sind Neben-Menschen, nicht betroffen von mir und der mir zur Seite schleichenden Gefahr. Ich gehe grüßend und ohne Feindseligkeit an ihnen vorüber: Halten kann ich mich nicht an sie, nur an ein positiv unbestimmbares Judesein, meine Last und meine Stütze.

Wo es eine Gemeinsamkeit gibt zwischen mir und der Welt, deren immer noch nicht widerrufenes Todesurteil ich als soziale Realität anerkenne, geht sie auf in der Polemik. Ihr wollt nicht hören? Höret. Ihr wollt nicht wissen, wohin eure Gleichgültigkeit euch selber und mich zu jeder Stunde wieder hinführen kann? Ich sage es euch. Es geht euch nichts an, was geschah, denn ihr wusstet nicht oder wart zu jung oder noch nicht einmal auf dieser Welt? Ihr hättet sehen müssen und euere Jugend ist kein Freibrief und brecht mit eurem Vater.

Noch einmal muß ich mir die Frage stellen, die ich flüchtig schon aufwarf in meiner Analyse des Ressentiments: Bin ich vielleicht psychisch krank und laboriere ich nicht an einem unheilbaren Leiden, nur an Hysterie? Die Frage ist bloß rhetorisch. Die Antwort habe ich mir längst und in voller Bündigkeit erteilt. Ich weiß, was mich bedrängt, ist keine Neurose, sondern die genau reflektierte Realität. Es waren keine hysterischen Halluzinationen, als ich das »Verrecke!« hörte und im Vorbeigehen vernahm, wie die Leute meinten, es müsse doch wohl eine verdächtige Bewandnis haben mit den Juden, denn andernfalls würde man kaum so streng mit ihnen verfahren. »Man verhaftet sie, so müssen sie eben etwas angestellt haben«, sagte eine ordentliche sozialdemokratische Arbeiterfrau in Wien. »Wie grausam, was man da anstellt mit den Juden, mais enfin...«, spekulierte ein human und patriotisch gesinnter Mann in Brüssel. Ich muß wohl zu dem Ergebnis kommen, daß nicht ich gestört war, sondern daß die Neurose auf seiten des geschichtlichen Geschehens liegt. Die anderen sind die Irren, und ratlos stehe ich zwischen ihnen herum, ein Vollsinniger, der sich einer Führung durch eine psychiatrische Klinik anschloß und plötzlich Ärzte und Wärter aus den Augen verlor. Doch hat das Urteil der Irren über mich, da es doch jeden Augenblick exekutiert werden kann, volle Verbindlichkeit, und meine eigene Geistesklarheit ist ganz irrelevant.

Diese Reflexionen nähern sich ihrem Ende. Es ist Zeit, nachdem ich dargelegt habe, wie ich mich in der Welt bewege, auszusagen, wie ich zu meinem Stammesverwandten stehe, den Juden. [...] Daß es ein Nichtverhältnis ist, habe ich im Anfang schon vorgenommen. Ich teile mir den Juden als Juden so gut wie nichts: keine Sprache, keine kulturelle Tradition, keine Kindheitserinnerungen. Im österreichischen Vorarlberg gab es einen Wirt und Metzger, von dem erzählte man mir, er habe fließend Hebräisch gesprochen. Der war mein Urgroßvater. Ich habe ihn nie gesehen, und es muß bald hundert Jahre her sein, daß er gestorben ist. Mein Interesse am jüdischen und an Juden war vor der Katastrophe so gering, daß ich von damaligen Bekannten heute beim besten Willen nicht zu sagen wüsste, wer von ihnen Jude war, wer nicht. Was immer ich auch versuchte, in der jüdischen Geschichte die meine, in der jüdischen Kultur den eigenen Besitz, in der jüdischen Folklore meine persönlichen Reminiszenzen zu finden, es müßte ergebnislos bleiben. Die Umwelt, in der ich mich bewegt hatte in den Jahren wo man sein Ich erlernt, war keine jüdische, das läßt sich nicht rückgängig machen. Doch steht die Fruchtlosigkeit der Suche nach meinem jüdischen Selbst keinesfalls als Schranke zwischen mir und der Solidarität mit allen bedrohten Juden der Welt. Ich lese in der Zeitung, man habe in Moskau eine illegal arbeitende Bäckerei für ungesäuerte jüdische Osterbrote entdeckt und die Bäcker verhaftet. Die rituellen Mazzoth der Juden interessieren mich als Nahrungsmittel etwas weniger als Knäckebrot. Dennoch erfüllt mich das Verfahren der sowjetischen Behörden mit Unruhe, ja Empörung. Irgendein amerikanischer Country-Club, so höre ich, läßt Juden nicht als Mitglieder zu. Um keinen Preis möchte ich dieser offensichtlich öden bürgerlichen Vereinigung angehören, doch wird die Sache der Juden, die Beitrittserlaubnis zu fordern, zu der meinen. Daß irgendein arabischer Staatsmann die Auslöschung Israels von der Landkarte fordert, trifft mich ins Mark, wiewohl ich den Staat Israel nie besucht habe und nicht die mindeste Neigung fühle, dort zu leben. [...] Die Solidarität angesichts der Bedrohung ist alles, was mich mit meinen jüdischen Zeitgenossen, den gläubigen wie den glaubenslosen, den national gesinnten wie den assimilationsbereiten, verbindet. Das ist für sie wenig oder gar nichts. Für mich und meinen Bestand jedoch bedeutet es viel, mehr wahrscheinlich als mein Verständnis der Bücher Prousts oder meine Anhänglichkeit an die Erzählungen Schnitzlers oder meine Freude an der flämischen Landschaft. Ohne Proust und Schnitzler und die windgebeugten Pappeln an der Nordsee wäre ich ärmer, aber ich wäre noch Mensch. Ohne das Gefühl der Zugehörigkeit zu den bedrohten wäre ich ein sich selbst aufgebender Flüchtling vor der Wirklichkeit. Ich sage Wirklichkeit, mit Nachdruck, denn darauf kommt es mir letzten Ende an.

Der Antisemitismus, der mich als einen Juden erzeugt hat, mag ein Wahn sein, das steht hier nicht zur Debatte. Jedenfalls aber ist er, Wahn oder nicht, ein geschichtliches und soziales Faktum: ich war nun einmal wirklich in Auschwitz und nicht in Himmlers Imagination. Und Wirklichkeit ist er noch immer, das könnte nur völlige Sozial- und Geschichtsblindheit ableugnen. Er ist es in seinen Kernländern, Österreich und Deutschland, wo die Nazikriegsverbrecher nicht oder zu lächerlich geringen Freiheitsstrafen verurteilt werden, von denen sie meist kaum ein Drittel absitzen. Er ist Wirklichkeit in England und in den USA, wo man die Juden toleriert, aber nicht unglücklich wäre, sie los zu sein. Er ist, als nationaler Antizionismus, Wirklichkeit in den arabischen Staaten. Er ist Wirklichkeit, und wie folgenschwere, im geistigen Weltraum der katholischen Kirche; die Komplexität und Konfusion der Konzilsberatungen über die sogenannte Judenerklärung war trotz dem ehrenhaften Auftreten so manches Kirchenfürsten eine schmerzliche Scham. Es kann ja sein, aber es lässt sich angesichts der gegebenen Umstände keinesfalls damit rechnen, daß in den Todesfabriken der Nazis der letzte Akt des großen historischen Dramas der Judenverfolgung gespielt wurde. Ich glaube, die Dramaturgie des Antisemitismus besteht weiter. Eine neuerliche Massenvernichtung von Juden kann als Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden. Was würde wohl geschehen, wenn die heute durch Ost und West mit Waffenlieferungen unterstützten arabischen Länder in einem Krieg gegen Israel einen totalen Sieg errängen? Was würde, nicht nur für die Neger, auch für die Juden, ein Amerika bedeuten, das dem Militärfaschismus verfiel? Was wäre das Schicksal der Juden in dem zur Zeit judendichtesten Land Europas, in Frankreich, gewesen, wenn im Anfang diese Dezenniums nicht de Gaulle triumphiert hätte, sondern die OAS?

Mit einigen Widerstreben lese ich in der Studie eines sehr jungen holländischen Juden die folgende Definition des Juden: »Ein Jude kann beschrieben werden als jemand, der mehr Angst, Mißtrauen, Verdruß hat als seine Mitbürger, die niemals verfolgt wurden.« Die scheinbar richtige Begriffsbestimmung wird falsch durch die Unterschlagung eines unerläßlichen Zusatzes, der da heißen müsste: » ... denn er erwartet mit guten Gründen jederzeit eine neue Katastrophe.« Auf das Bewußtsein des vergangenen und die legitime Befürchtung eines neuen Kataklysmus läuft alles hinaus. Ich, der ich beide in mir trage – und diesen doppelt lasten, weil ich jenem nur durch ein Ungefähr entrann –, bin nicht »traumatisiert«, sondern stehe in voller geistiger und psychischer Entsprechung zur Realität da. Das Bewußtsein meines Katastrophen-Judeseins ist keine Ideologie. Es darf verglichen werden dem Klassenbewusstsein, das Marx den Proletariern den neunzehnten Jahrhunderts zu entschleiern versuchte. Ich erleben und erhelle in meiner Existenz eine geschichtliche Realität meiner Epoche, und da ich sie tiefer erfuhr als die Mehrzahl meiner Stammesgenossen, kann ich sie auch besser erleuchten. Das ist kein Verdienst und keine Gescheitheit, nur ein Zufallsgeschick. [...]

Nichts anderes unterscheidet mich schließlich von den Leuten, unter denen ich meine Tage hinbringe, als eine schwankende, manchmal stärker, manchmal schwächer fühlbare Unruhe. Doch ist es ein *soziale* Unruhe, keine metaphysische. Nicht das Sein bedrängt mich oder das Nichts oder Gott oder die Abwesenheit Gottes, nur die Gesellschaft: denn sie und nur sie hat mir die existenzielle Gleichgewichtsstörung verursacht, gegen die ich aufrechten Gang durchzusetzen versuche. Sie und nur sie hat mir das Weltvertrauen genommen. Die metaphysische Bedrängnis ist eine elegante Sorge von höchstem Standing. Sie bleibe Sache derer, die da immer wußten, wer und was sie sind, warum sie es sind, und daß sie es bleiben dürfen. Ich muß sie ihnen überlassen – und es ist nicht deshalb, daß ich mich armselig fühle vor ihnen.

In meinem unablässigen Bemühen, die Grundkonditionen des Opferseins auszuforschen, im Zusammenstoß mit Zwang und Unmöglichkeit Jude zu sein, glaube ich erfahren zu haben, daß die äußersten Zumutungen und Anforderungen, die an uns gestellt werden, physischer und sozialer Natur sind. Daß mich solche Erfahrung untauglich gemacht hat zu tiefsinniger und hochfliegender Spekulation, weiß ich. Daß sie mich besser ausgerüstet haben möge zur Erkenntnis der Wirklichkeit, ist meine Hoffnung.

Améry, Jean: Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. München: dtv 1970.